

amte. Diesen Mann wünschte sich à Porta zu seinem Lehrer, weshalb er sich zur «Peregrination» entschloss und 1752 nach Debreczin zog. Ungarn war in Graubünden nicht unbekannt, da sich schon seit dem 16. Jahrhundert zwischen den beiden Staatswesen Beziehungen militärischer, wirtschaftlicher und religiöser Natur angebahnt hatten. A Porta weilte zwei Jahre am Reformierten Kollegium in Debreczin und dann noch ein Jahr im siebenbürgischen Nagyenyed. Nebst seiner frühen Kenntnis zahlreicher indoeuropäischer Sprachen erlernte er in dieser Zeit auch das Ungarische in Wort und Schrift, was ihm später in der Heimat den Zunamen «Ungarais» eintrug.

Im Zentrum der Betrachtungen Bernhards steht einerseits à Portas Historiographie und andererseits seine Theologie. Das Geschichtswerk à Portas mit dem Titel «*Historia Reformationis Ecclesiarum Raeticarum*» wurde als Band I und II 1771–1777 in Lindau gedruckt. Ein vorgesehener dritter Band konnte aus Kostengründen nicht gedruckt werden; der entsprechende Text von 250 Seiten wird im Staatsarchiv Graubünden aufbewahrt. Dieses Geschichtswerk gilt heute noch als pionierhaft und wegweisend. Seine Bedeutung wurde zu seiner Zeit nicht erkannt und gewürdigt, in erster Linie wohl, weil es nur in Latein vorlag. Dank seinem umfassenden Wissen, das er sich im Ausland erworben hatte, seiner Sammelwut und seinem disziplinierten Arbeitseifer sowie nicht zuletzt seiner Vor-

liebe für die Geschichte im allgemeinen und die «rätische» (bündnerische) Kirchengeschichte im speziellen, gelang à Porta eine hochstehende wissenschaftliche Abhandlung. Seine Methode unterschied sich im wesentlichen von jener der meisten früheren Historiker, indem à Porta die Ereignisse nicht einfach chronologisch und zusammenhangslos (annalistisch) aneinanderreichte, sondern sie analytisch in einer Verbindung von Epoche und Thema wiedergab. Er verwendete also ein neues und modernes methodisches Vorgehen, das zwar in Ansätzen auch schon bei Ulrich Campell vorhanden gewesen war. Als Ziele und Grundsätze der Geschichtswissenschaft erkannte à Porta den *öffentlichen Nutzen*, die *Bezugnahme auf die Quellen* und die *Unparteilichkeit* der Darstellung. – Theologisch nahm à Porta im Spannungsfeld von Orthodoxie, Aufklärung und Pietismus eine Mittelstellung ein, in welcher er als «vernünftiger Orthodoxer» und «Aufklärer gemässiger Richtung» mit «innerchristlicher Toleranz» situiert werden kann. In erster Linie aber schätzte à Porta sich selbst ein als «cultore delle lingue e amatore delle scienze.» Am Schluss seiner fundierten und mit grosser Sorgfalt verfassten Dissertation gibt Bernhard in einem Anhang einerseits wichtige Themen à Portas in ungarischer Sprache wieder und vermittelt andererseits wichtige Einblicke in dessen intensive Archivtätigkeit und Korrespondenz.

*Martin Bundi*, Chur

Michael Kempe und Thomas Maissen, **Die Collegia der Insulaner, Vertraulichen und Wohlgesinnten in Zürich 1679–1709. Die ersten deutschsprachigen Aufklärungsgesellschaften zwischen Naturwissenschaften, Bibelkritik, Geschichte und Politik**, Zürich:

Verlag Neue Zürcher Zeitung 2002, 453 S., ISBN 3-85823-954-2

Dass «Kommunikation» mehr sein kann als ein historiographisches Modewort, führen Michael Kempe und Thomas Maissen in ihrer Darstellung und sorg-

fältigen historischen Einbettung der «Kommunikationskultur» der frühen Zürcher Collegia der «Insulaner» (1679–1681), der «Vertraulichen» (1686–1690) und der «Wohlgesinnten» (1693–1709) eindrücklich vor. Ausgehend von den Protokollbänden der drei «Kollegien», die als freie Diskussionszirkel ins Leben gerufen wurden und zunächst in der Wasserkirche, dann in der Chorherrenstube stattfanden, werden in einem ersten Teil die Voraussetzungen, die Gründung, die Kommunikationspraxis und die biographischen Profile ihrer wichtigsten Mitglieder dargestellt. Ein zweiter Teil widmet sich inhaltlichen Themenfeldern der Diskussion wie Theologie und Kirche, Naturgeschichte und Naturphilosophie, Geschichte und Politik – letzteres mit durchaus praktischen, auf die Bürgerbewegung von 1713 hinweisenden Implikationen. Im Anhang finden sich nicht nur die Gründungsnotizen und Statuten der Collegia, sondern auch eine sehr wertvolle Auflistung der Vorträge und Quaestiones.

Die Collegia werden dabei präsentiert als Zürcher «Kristallisationspunkt(e) aufklärerischer Ideen» (11), die zeitlich früher als bislang angenommen anzusetzen sind, und die inhaltlich durchaus auch politische und religiöse Themen behandeln. Dass hier eine tendenziell herrschaftsfreie Kommunikation eingeübt wird, machen die Vorträge und Diskussionen deutlich: Vertreter verschiedener, erst im Entstehen begriffener «Forschungsdisziplinen» tragen hier ihre bibel-exegetischen, philosophischen, ethischen, naturwissenschaftlichen oder politischen Thesen vor und übereignen sie der Diskussion. Dabei werden alle «modernen» Thesen – als Thesen – besprochen. Trotz des Verschwiegenheitsgebotes nach außen wird damit keineswegs eine Kontrast- oder Parallelgesellschaft geschaffen, vielmehr werden Persönlich-

keiten gebildet, die dann auch in gesellschaftstragender und -verändernder Weise aktiv werden.

Den Autoren gelingt es, einen sowohl sorgfältigen wie anschaulichen Einblick in das geistige Leben dieser Sozietäten zu vermitteln, und damit einen Reichtum von Anregungen zu verbinden, der zu weiterer Bearbeitung geradezu einlädt.

Sucht man dezidiert nach Mängeln, so könnte gelegentlich gefragt werden, ob die angeführten Zitate oder die Collegia-Protokolle wirklich immer die Thesen zu belegen vermögen, die sie belegen sollen. Und im Blick auf das 17. Jahrhundert könnte etwa beklagt werden, dass – einmal mehr – der dunkle Hintergrund der «reformierten Orthodoxie» in Zürich, vor welchem das anbrechende Licht der Collegia zu leuchten anhebt in Gestalt der beginnenden Ausübung der individuellen menschlichen Vernunft (149) und einer «im offenen, symmetrischen Dialog zwischen gleichberechtigten Personen» entstehenden «Religion» (150), nicht allzu differenziert präsentiert wird. Einzelne kernige Zitate aus zeitgenössischen (Sünden-)Predigten vermögen zweifellos einer heutigen Leserschaft den «unerbittlichen Calvinismus der Zürcher Kirche» (145) mit ihren «zwinglianischen Zeloten» (149), ihrem «düsteren Menschenbild» (145;146;176) und ihrem Bestreben, «mit allen Mitteln» ihre Sicht der Welt als einzig legitime gesellschaftlich durchzusetzen (146), zu veranschaulichen. Ob damit die Anachronismusfalle vermieden und das hohe historiographische Niveau der Publikation gehalten ist, mag zumindest diskutabel erscheinen.

Damit soll das Geleistete allerdings in keiner Weise geschmälert werden, liegt hier doch ein wichtiger und anregender Beitrag zu einem – was wirkliche Quellenarbeit anbelangt – bislang eher ver-

nachlässigten Abschnitt zürcherischer und schweizerischer Geschichte vor. Die schöne, bebilderte Ausstattung des Bu-

ches verdient in Zeiten der schnellen Presse besondere Erwähnung.

*Peter Opitz, Zürich*

**Isabelle Noth, Ekstatischer Pietismus. Die Inspirationsgemeinden und ihre Prophetin Ursula Meyer (1682–1743),** AGP 46, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005, 382 S., ISBN 3-525-55831-7

Erfreulicherweise mehren sich die wissenschaftlichen Untersuchungen zu (radikal-)pietistischen Themen. Dazu gehört auch die zu besprechende kirchenhistorische Dissertation von Isabelle Noth, die im Wintersemester 2003 in Bern damit promoviert wurde. Noth widmet sich den «wahren Inspirationsgemeinden» und namentlich der Thuner Strumpfwerberin und Prophetin Ursula Meyer (1682–1743), die neben Johann Friedrich Rock (1678–1749) zu den bedeutenden Inspirierten des frühen 18. Jahrhunderts gehört. Der Materialbestand über Meyers Inspirationen ist relativ umfangreich im Verhältnis zu demjenigen anderer radikalpietistisch-separatistisch gesinnter Frauen in der Eidgenossenschaft.

Die Meyer galt unter Inspirierten als «Werkzeug des Geistes» mit der prophetischen Gabe, den Willen Gottes zu verkünden, der der entsprechenden Person visionär und/oder auditiv zuteil geworden ist. Das hiess, dass die Prophetie in der biblischen Tradition nicht abgeschlossen, sondern auf Zukunft hin offen wäre. Noth untersucht besonders die Inspirationszeit Meyers 1715 bis 1722, weil die folgenden Jahre bis zu deren Tod 1743 weithin noch im Dunkeln liegen. Sie fragt nach möglichen Gründen und Voraussetzungen für die Bildung und die Blütezeit von Inspirationsgemeinden.

1781 erschienen Teile der «Aussprachen» Meyers unter dem Titel «Himmlischer Abendschein» im Druck. Noth strukturiert diese Texte unter eschatologischen, christologischen und ekklesiologischen Gesichtspunkten. Pneumatologische Aspekte verteilen sich im Buch an verschiedenen Stellen. Für ihre Studie konnte die Verfasserin zudem die 42-bändige Sammlung von gedruckten Extracten aus Diarien sowie einen Bestand an Drucken aus Bibliothek und Archiv der heute noch bestehenden Inspirationsgemeinden in Main Amana USA heranziehen. Meyers Kindheit und Jugend im ausgehenden 17. Jahrhundert fielen in eine Zeit politischer und religiöser Veränderungen. Bern fühlte sich durch das absolutistische Frankreich Louis XIV. politisch bedroht. Die Aufnahme von Refugianten belastete zudem das Verhältnis zum Nachbarn. Andererseits war den Hugenotten die Strumpfweberei mit ihrem Aufschwung der Wirtschaft zu verdanken. Vater Meyer selbst war – nach seiner Zeit als angesehener Postverweser in Bern – Besitzer mehrerer Strumpfwebstühle und liess einige seiner Kinder den Beruf des/r Strumpfwebers/ in erlernen im Blick auf deren wirtschaftliche Unabhängigkeit und Vermögensbildung.

Ursula scheint in ihrer Jugend einem pietistischen Zirkel in Thun angehört zu haben. Bekannt ist, dass sie mit ihrer Schwester Helena seit 1715 in den folgenden sieben Jahren unter einer buntgemischten Schar aus Neutäufern, prophetisch-hugenottischen Flüchtlingen und Radikalpietisten auf der Wetterau nördlich von Frankfurt lebte und als endzeit-